

Robert Ludlum

Das Sigma-Protokoll

Roman

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Müller

HEYNE<

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Sigma Protocol
bei St. Martin's Press, New York

Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag der
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

Copyright © 2001 by Myn Pyn LLC.
Copyright © 2003 der deutschen Ausgabe
by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Stone sans und Aldus bei
Franzis print & media, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 3-453-86837-4

1. KAPITEL

Zürich

»Darf ich Ihnen inzwischen etwas zu trinken bringen?«

Der Hotelpage war ein gedrungener junger Mann, auf dessen grüner Lodenuniform das Namensschild aus Messing glänzte.

»Nein, danke,« sagte Ben Hartman mit einem schwachen Lächeln.

»Vielleicht einen Tee? Oder einen Kaffee oder ein Glas Mineralwasser?« Der Page schaute zu ihm hoch. Er strahlte ihn mit den erwartungsvollen Augen eines Menschen an, dem nur noch wenige Minuten blieben, das Trinkgeld in die Höhe zu treiben.

»Tut mir furchtbar Leid, dass der Wagen noch nicht da ist.«

»Kein Problem.«

Ben stand in der Lobby des Hotels St. Gotthard, eines eleganten Etablissements aus dem 19. Jahrhundert, dessen Spezialität die Betreuung des gut betuchten, internationalen Geschäftsmannes war. *Und das*, dachte Ben boshaft, *bin ich ja wohl*. Nachdem er ohnehin schon ausgecheckt hatte, spielte er flüchtig mit dem Gedanken, dem Pagen ein Trinkgeld dafür zu geben, dass er ihm *nicht* die Taschen hinterhertrug, dass er ihm *nicht* wie eine Klette am Bein hing, dass er sich *nicht* unaufhörlich dafür entschuldigte, dass der Wagen, der ihn zum Flugplatz bringen sollte, noch nicht da war. Überall auf der Welt bildeten sich Luxushotels auf dieses Herumscharwenzeln etwas ein. Ben war ziemlich oft auf Reisen und hatte das schon immer als höchst aufdringliches Ärgernis empfunden. Wie viel Zeit hatte er schon darauf verwendet, sich aus diesem Kokon zu befreien. Doch die Fesseln aus uralten, ritualisierten Privilegien waren dann doch stärker gewesen. Der Hotelpage hatte ihn durchschaut, na schön. Für ihn war er nur einer von vielen reichen, verwöhnten Amerikanern.

Ben Hartman war sechsunddreißig, fühlte sich aber heute wesentlich älter. Und das lag nicht nur am Jetlag - er war gestern aus New York gekommen und stand immer noch etwas neben sich. Es hing damit zusammen, wieder in der Schweiz zu sein. In glücklicheren Tagen hatte er viel Zeit hier verbracht: immer auf der Überholspur, ob auf Skiern oder im Wagen. Unter den gesetzestreuen Bürgern mit ihren versteinerten Gesichtern hatte er sich gefühlt wie ein wilder Freigeist. Er wünschte, dieses Feuer wieder entfachen zu können. Doch er konnte nicht. In der Schweiz war er nicht mehr gewesen, seit hier sein eineiiger Zwillingbruder Peter - der engste Freund, den er je gehabt hatte - vor vier Jahren umgekommen war. Ben erkannte jetzt, dass es ein Fehler gewesen war, zurückzukommen. Er hatte zwar damit gerechnet, dass die Reise Erinnerungen aufwühlen würde, allerdings nicht solche. Seit er auf dem Flugplatz Kloten gelandet war, war er völlig durcheinander, wurde er hin- und hergerissen zwischen Zorn, Kummer und Einsamkeit.

Aber er hütete sich davor, seine Gefühle offen zu zeigen. Gestern Nachmittag hatte er ein paar kleinere geschäftliche Dinge erledigt, und heute Morgen hatte er sich zu einem zwanglosen Gespräch mit Rolf Grendelmeier von der Union Bank of Switzerland getroffen. Zwar ohne besonderen Grund, aber man musste seine Kunden bei Laune halten; Höflichkeitsbesuche gehörten zum Geschäft. Um ehrlich zu sein, sie waren das Geschäft. Manchmal verspürte er einen leichten Stich, wenn er daran dachte, wie leicht er in die Rolle des einzigen überlebenden Sohnes des legendären Max Hartman geschlüpft war. Er war der mutmaßliche Erbe des Familienvermögens und des Chefesessels von Hartman Capital Management, des von seinem Vater gegründeten milliarden schweren Unternehmens.

Inzwischen beherrschte Ben alle Tricks des internationalen Finanzgeschäfts. In seinen Schränken hingen Anzüge von Brioni und Kiton, er verfügte über das unbeschwerte Lächeln, den festen Händedruck und - das vor allem - den nüchternen, ruhigen und interessierten Blick, der zwar Vertrauenswürdigkeit, Zuverlässigkeit und Scharfsinn signalisierte, aber häufig nur schreckliche Langeweile verbarg.

Aber er war nicht in erster Linie aus beruflichen Gründen in

die Schweiz gekommen. Von Kloten würde ihn ein kleines Flugzeug zum Skifahren nach St. Moritz bringen, und zwar zu einem alten und äußerst wohlhabenden Kunden, zu dessen Frau und dessen angeblich wunderschöner Enkelin. Der Mann setzte ihm hartnäckig, wenn auch auf humorvolle Weise zu. Ben war sich darüber im Klaren, dass er verkuppelt werden sollte. Das war eines der Risiken für einen vorzeigbaren, gut situierten und kreditwürdigen Single aus Manhattan: Seine Kunden versuchten permanent, ihn mit ihren Töchtern, Nichten und Kusinen zu verhandeln. Höflich nein zu sagen war ziemlich schwierig. Aber gelegentlich war tatsächlich eine Frau dabei, in deren Gesellschaft er sich außerordentlich wohl fühlte. Man konnte nie wissen. Wie auch immer, Max wollte Enkel.

Max Hartman - Philanthrop, Kotzbrocken und Gründer von Hartman Capital Management. Der aus Nazideutschland geflohene Selfmademan mit den sprichwörtlichen zehn Dollar in der Tasche, der direkt nach dem Krieg eine Investmentgesellschaft gegründet und daraus mit eisernem Willen das heutige Multimilliardendollar-Unternehmen gemacht hatte. >Old Max< war inzwischen über achtzig und lebte in prunkvoller Einsamkeit in Bedford, New York. Noch immer führte er das Unternehmen und sorgte dafür, dass das auch niemand vergaß.

Es ist nie einfach, für seinen Vater zu arbeiten, aber richtig hart wird es erst, wenn man für Investmentbanking, Portefeuille-Strukturierung, Risikomanagement und ähnlich nervtötende Dinge nur herzlich wenig Interesse aufbringt.

Oder wenn man sich absolut nicht für Geld interessierte. Ben war natürlich klar, dass das ein Luxus war, dem vornehmlich die Frönten, die zu viel Geld hatten. Wie die Hartmans mit ihren Treuhandvermögen und Privatschulen und dem gewaltigen Landsitz in Westchester County. Ganz zu schweigen von dem achttausend Hektar umfassenden Besitz am Greenbriar River und was die Familie sonst noch so hatte.

Bis Peters Flugzeug abstürzte, hatte Ben das tun können, was ihm wirklich Spaß machte: unterrichten. Und zwar Kinder, die ihre Mitmenschen schon abgeschrieben hatten. In einer knallharten Schule in Brooklyn — in einer Gegend, die man East New York nannte - hatte er Fünftklässler unterrichtet. Die meisten

machten wirklich Ärger. Er hatte es zu tun mit Jugendgangs und abgestumpften Zehnjährigen, die besser bewaffnet waren als kolumbianische Drogenbarone. Aber sie brauchten einen Lehrer, der sich um sie kümmerte. Ben kümmerte sich. Und gelegentlich konnte er tatsächlich in des einen oder anderen Leben etwas bewirken.

Nach Peters Tod hatte man ihn fast gezwungen, in die Firma einzutreten. Seinen Freunden hatte er erzählt, dass er damit einem Wunsch seiner Mutter auf dem Sterbebett nachgekommen sei - was wohl auch stimmte. Krebs hin oder her, er hatte seiner Mutter ohnehin nie einen Wunsch abschlagen können. Nur zu gut erinnerte er sich noch an ihr abgespanntes Gesicht. Die Haut war von der letzten Chemotherapie aschfahl, die rötlichen Flecken unter den Augen sahen aus wie Blutergüsse. Da sie fast zwanzig Jahre jünger als sein Vater gewesen war, hatte sich der nie vorstellen können, dass sie als Erste sterben würde. »*Arbeite, denn es kommt die Nacht*«, hatte sie gesagt und ihn dabei tapfer angelächelt. Das war alles, den Rest brauchte sie gar nicht auszusprechen. Max Hartman hatte Dachau überlebt und dann erleben müssen, wie sein Sohn starb. Und nun starb auch seine Frau. Wie viel konnte ein noch so starker Mann ertragen?

»Hat er dich auch verloren?«, hatte sie geflüstert. Zu jener Zeit hatte er ein paar Straßen von der Schule entfernt gewohnt, im fünften Stock eines baufälligen Mietshauses ohne Aufzug. In den Gängen stank es nach Katzenpisse, und der Linoleumboden warf Blasen. Aus Prinzip lehnte er es ab, von seinen Eltern Geld anzunehmen.

»Verstehst du, worum ich dich bitte, Ben?«

»Die Kinder in der Schule«, hatte Ben mit einer Stimme gesagt, in der die Niederlage schon durchklang. »Die brauchen mich.«

»Er braucht dich«, hatte sie ganz leise geantwortet. Und damit war die Diskussion beendet.

Jetzt gab er den großen Privatkunden beim Lunch das Gefühl, bedeutend und umsorgt zu sein. Sie fühlten sich geschmeichelt durch die Tatsache, dass ihnen der Sohn des Firmengründers um den Bart ging. Nebenher und heimlich etwas ehrenamtliche Tätigkeit in einem Zentrum für »gefährdete Jugendliche«, die sich im Vergleich zu seinen Fünftklässlern wie Chorknaben aus-

nahmen. Und - wann immer es ging - Reisen, Ski fahren, Parasailing, Snowboarden, Bergsteigen. Und Frauen, wobei er peinlich darauf achtete, sich mit keiner näher einzulassen.

>Old Max< musste sich noch etwas gedulden.

Plötzlich hatte Ben das Gefühl, dass ihn die mit rosaroten Damaststoffen und schweren dunklen Wiener Möbeln ausgestaffierte Lobby erdrückte. »Ich warte draußen auf den Wagen«, sagte er zu dem Pagen. Der Mann in der grünen Lodenuiform lächelte ihn affektiert an. »Natürlich, Sir, wie Sie wünschen.«

Ben trat in die grelle Mittagssonne und betrachtete blinzelnd die Fußgänger in der vornehmen Bahnhofstraße. Linden, teure Geschäfte, Cafés und reihenweise Finanzinstitute in herrschaftlichen Kalksteingebäuden säumten die Prachtavenue. Der Page hastete mit dem Gepäck hinter ihm her und wuselte so lange herum, bis Ben einen Fünfzig-Franken-Schein zückte und ihm mit einer Handbewegung bedeutete, dass er jetzt gehen könne.

»Herzlichsten Dank, Sir«, sagte der Page und mimte den Überraschten.

Einer der Portiers würde ihm schon Bescheid sagen, wenn der Wagen in der gepflasterten Einfahrt an der linken Seite des Hotels auftauchte. Ben hatte es nicht eilig. Nach Stunden in stickigen und überhitzten Räumen, in denen der Duft von Kaffee und - ganz leicht, aber unverkennbar - Zigarrenqualm in der Luft hing, genoss er die erfrischende Brise vom Zürichsee.

Ben lehnte seine nagelneuen Volant-Ti-Super-Skier neben seine Taschen an eine der korinthischen Säulen und beobachtete die Passanten in der belebten Fußgängerzone. Ein zwielichtig aussehender junger Geschäftsmann, der in sein Handy brüllte. Eine fette Frau in einem roten Parka, die einen Kinderwagen vor sich herschob. Japanische Touristen, die aufgeregt aufeinander einschwatzen. Ein großer Mann mittleren Alters, der einen gedeckten Anzug trug und sich das ergrauende Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Ein Bote in der unverwechselbaren orange-schwarzen Uniform der gehobenen Floristenkette *Blümchengalerie* - unter dem Arm einen Karton Lilien. Eine auffällige, teuer gekleidete junge Blondine mit einer Festina-Einkaufstasche, die vage in Bens Richtung schaute, dann mit kurz aufblitzendem Interesse noch mal genauer hinschaute,

bevor sie die Augen abwendete. *Hätten wir nur Raum genug und Zeit*, dachte Ben. Er ließ den Blick wieder schweifen. Der Verkehrslärm aus der etwa einhundert Meter entfernten Löwenstraße drang gedämpft an sein Ohr. Das aufgeregte Jaulen eines Hundes war zu hören. Ein Mann um die fünfzig ging vorbei, dessen purpurroter Blazer für Zürich ein bisschen zu schrill war. Und dann sah Ben einen Mann, der ungefähr in seinem Alter war und gerade mit zielstrebigem Schritten an der Konditorei Koss vorbeiging. Er kam ihm irgendwie bekannt vor.

Sehr bekannt sogar.

Ben konnte es erst nicht glauben. Er musste zweimal hinschauen. War das etwa ...? Tatsächlich, das war Jimmy Cavanaugh, sein alter Collegekumpel. Ein spöttisches Lächeln erschien auf Bens Gesicht.

Jimmy Cavanaugh, den er in seinem zweiten Jahr in Princeton kennen gelernt hatte. Jimmy, der eine sturmfreie Bude außerhalb des Campus bewohnte, der Filterlose rauchte, an denen jeder gewöhnliche Sterbliche erstickt wäre, und der buchstäblich jeden - inklusive den einschlägig bekannten Ben - unter den Tisch gesoffen hatte. Jimmy stammte aus dem Nordwesten des Staates New York, aus einem Ort namens Homer, der Stoff für jede Menge guter Geschichten lieferte. Eines Abends brachte Jimmy ihm nicht nur die Feinheiten des Kurz-Lang-Saufens - Tequila und Bier - bei, sondern erzählte ihm auch vom letzten Schrei aus Homer. Ben wäre vor Lachen fast erstickt, als er hörte, dass die Landjugend gerade auf »Kühe-Kippen« stand. Jimmy war schlaksig, schlau und liebte das Leben. Sein Repertoire an Scherzen war gewaltig, er war ein Schlitzohr und redete wie ein Wasserfall. Aber vor allem schien er einfach *lebendiger* zu sein als all die anderen Studenten, die Ben kannte: die Hosenscheißer, die über nichts anderes redeten als die Zulassungsprüfungen für die juristische oder wirtschaftswissenschaftliche Fakultät; die Romanistensnobs mit ihren Gewürznelkenzigaretten und schwarzen Schals; die trübsinnigen Schlawfis, die sich schon für Revoluzzer hielten, wenn sie sich die Haare grün färbten. Jimmy hatte mit all dem nichts zu tun. Ben beneidete ihn um seine lockere Art und freute sich darüber, ja fühlte sich geschmeichelt, dass Jimmy sein Freund war. Wie so viele ande-

re verloren auch sie sich nach dem College aus den Augen. Jimmy nahm in Washington D. C. irgendeinen Job an der Georgetown School of Foreign Service an, während Ben in New York blieb. Keiner von beiden war der nostalgische Typ, sodass schließlich Entfernung und Zeit das Übrige taten. Dennoch, dachte Ben, war Jimmy Cavanaugh wahrscheinlich einer der wenigen Menschen, mit dem er sich jetzt gern unterhalten würde.

Er war inzwischen so nah, dass es keinen Zweifel mehr gab: Es war Jimmy Cavanaugh. Er trug einen teuren Anzug unter dem lohfarbenen Trenchcoat und rauchte eine Zigarette. Sein Körperbau hatte sich verändert: Um die Schultern war er jetzt breiter. Aber es war Cavanaugh.

»Wahnsinn«, sagte Ben laut. Er wollte sich gerade in Bewegung setzen, als ihm seine neuen Skier einfielen, die er lieber nicht unbewacht stehen lassen wollte, Portier hin oder her. Er wuchtete sich die Skier über die Schulter und ging auf Jimmy Cavanaugh zu. Sein Haar war nicht mehr ganz so rot, die Stirn war etwas höher, und das früher sommersprossige Gesicht hatte ein paar Falten bekommen. Er trug einen Zweitausend-Dollar-Anzug von Armani. Was zum Teufel hatte er ausgerechnet in Zürich zu tun? Plötzlich trafen sich ihre Blicke.

Jimmys Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er kam mit großen Schritten auf Ben zu. Eine Hand war ausgestreckt, die andere steckte in der Manteltasche.

»Hartman, du Ratte!«, rief Jimmy ihm aus ein paar Metern Entfernung zu. »Wie geht's, alter Kumpel?«

»Ich kann's einfach nicht glauben!«, schrie Ben. In diesem Augenblick sah er ein Metallrohr, das sich langsam aus Jimmys Manteltasche hob. Ein Schalldämpfer. Die Mündung war aufwärts gerichtet und zeigte aus Hüfthöhe direkt in seine Richtung.

Das musste irgendeiner von Jimmys abgedrehten Scherzen sein. Doch als Ben zum Spaß beide Arme in die Höhe riss und sich zur Seite wegduckte, um der imaginären Kugel auszuweichen, sah er, wie Jimmy Cavanaugh die rechte Hand ganz leicht bewegte - wie jemand, der den Abzug einer Pistole betätigt ...

Obwohl sich das Folgende binnen einer Sekunde abspielte, schien sich die Zeit zu verlangsamen und schließlich fast zum Stillstand zu kommen. Reflexartig riss Ben die Skier von der rechten Schulter, schwang sie nach vorn in Richtung Pistole, erwischte dabei aber mit voller Wucht Jimmys Nacken.

In der nächsten Sekunde - oder war es noch dieselbe? - hörte er den Knall und spürte, wie sich feine Splitter in seinen Nacken bohrten. Die sehr reale Kugel war einen Meter neben ihm in die Fensterscheibe eines Ladens eingeschlagen.

Das ist nur ein Traum!

Jimmy heulte vor Schmerz auf und stürzte zu Boden, wobei er mit einer Hand nach den Skiern griff. Mit einer Hand. Der linken. Ben hatte ein Gefühl im Hals, als hätte er Eis verschluckt. Wenn man stolpert und fällt, will man sich instinktiv irgendwo festhalten: Man sucht mit beiden Händen nach Halt, man lässt die Aktentasche fallen, den Kugelschreiber, die Zeitung. Es gab nur wenige Dinge, die man nicht fallen lassen, die man auch bei einem Sturz fest umklammern würde.

Die Pistole war echt.

Ben hörte das Klappern der Skier auf dem Gehweg, sah Blut auf Jimmys Backe, sah, wie er versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Ben taumelte vorwärts und rannte dann, so schnell er konnte, die Bahnhofstraße hinunter.

Die Pistole war echt. Und Jimmy hatte damit auf ihn geschossen.

Kauflustige und Geschäftsleute auf dem Weg zum Mittagessen versperrten Ben den Weg. Er rannte mehrere Menschen um, die ihm wütend hinterherschrien. Er rannte im Zickzack durch die Menschenmenge und hoffte so, ein schlechtes Ziel abzugeben.

Was zum Teufel ging hier vor? Das war doch Wahnsinn, der pure Wahnsinn!

Dann beging er den Fehler, sich im Laufen umzudrehen. Er lief automatisch langsamer und wandte zudem sein Gesicht wie ein blinkender Leuchtturm seinem Ex-Freund zu, der ihn aus unerfindlichen Gründen töten wollte. Plötzlich zerplatzte nur einen halben Meter neben ihm die Stirn einer jungen Frau in einer roten Wolke.

Ben starrte die Frau an. Er keuchte.

Mein Gott! Das passierte nicht wirklich! Das war nicht die Realität! Das musste irgendein kranker Albtraum sein!

Als er an einem Bürogebäude vorbeilief, riss direkt neben ihm eine Kugel kleine Steinsplitter aus der Marmorfassade. Cavanaugh war wieder auf den Beinen und folgte ihm in etwa fünfzehn Metern Entfernung. Auch wenn Cavanaugh im Laufen schießen musste, so gab Ben dennoch ein beunruhigend gutes Ziel ab.

Er will mich töten. Nein, er wird mich töten.

Noch einmal täuschte Ben rechts an, schlug dann einen Linkshaken und erhöhte das Tempo. Er lief jetzt auf Hochtouren. Im Leichtathletikteam von Princeton war er auf die Achthundert-Meter-Strecke spezialisiert gewesen. Jetzt, fünfzehn Jahre später, hatte er nur dann eine Überlebenschance, wenn er irgendeine Kraftquelle in seinem Innern aktivieren konnte. Seine Schuhe waren nicht gerade ideal zum Laufen. Er brauchte eine Richtung, ein klares Ziel, einen Endpunkt: Das war immer der Schlüssel. *Denk nach, verdammt!* Und dann machte es klick: Er war etwa eine Straße entfernt vom größten unterirdischen Einkaufszentrum Europas, einem protzigen Konsumtempel namens Shopville, der teilweise unter dem Hauptbahnhof lag. Vor seinem geistigen Auge sah er die Reihe von Rolltreppen, die am Bahnhofplatz in den Untergrund führten; der unterirdische Weg war immer schneller als der durch die Menschenmassen auf den Straßen. Im Gewirr der Passagen konnte er untertauchen. Nur ein Verrückter würde versuchen, ihm da unten zu folgen. Ben lief mit hochgezogenen Knien, mit langen, geschmeidigen Schritten. Er fühlte sich wie früher, wenn er einen von seinen heiß geliebten scharfen Zwischenspurts einlegte und nur noch den Wind in seinem Gesicht wahrnahm. Hatte er Cavanaugh abgehängt? Er hörte zwar dessen Schritte nicht mehr, wollte sich aber nicht auf Mutmaßungen verlassen. Zielstrebig und verbissen lief er weiter.

Die blonde Frau mit der Festina-Tasche klappte das winzige Handy zusammen und steckte es in eine Tasche ihres azurblauen Chanel-Kostüms. Verärgert presste sie die matt glänzenden Lippen

aufeinander. Zuerst hatte alles wie am Schnürchen geklappt. In Sekundenschnelle hatte sie entschieden, dass die Beschreibung auf den Mann vor dem St. Gotthard genau passte. Er war eindeutig um die Mitte dreißig, hatte ein knochiges Gesicht mit einem kräftigen Kinn, lockiges braunes Haar mit einigen grauen Strähnen und braune Augen. Ein ansprechender, sogar ausgesprochen attraktiver Bursche; allerdings nicht so unverwechselbar, dass sie ihn hätte aus der Entfernung zweifelsfrei identifizieren können. Aber das spielte keine Rolle. Der Schütze, den sie ausgewählt hatten, konnte die Identifizierung vornehmen; dafür hatten sie gesorgt.

Inzwischen schien die Angelegenheit allerdings etwas außer Kontrolle geraten zu sein. Das Ziel war ein Amateur; er hatte kaum eine Chance, die Begegnung mit einem Profi zu überleben. Trotzdem: Bei Amateuren hatte sie immer ein ungutes Gefühl. Sie machten zwar Fehler, aber die waren - wie die Ausweichmanöver des Objekts gezeigt hatten - unberechenbar. Sein wirrer, noch andauernder Fluchtversuch würde das Unvermeidliche nur hinauszögern. Aber es beanspruchte Zeit - das Einzige, was sie nicht hatten. Sigma I würde nicht erfreut sein. Sie warf einen Blick auf ihre kleine juwelenbesetzte Armbanduhr, holte wieder das Handy heraus und tätigte einen weiteren Anruf.

Ben Hartmans ausgelaugte Muskeln schrien nach Sauerstoff. Keuchend stand er vor den Rolltreppen und musste im Bruchteil einer Sekunde eine Entscheidung fällen. Über seinem Kopf hing ein blaues Schild mit der Aufschrift *i. UNTERGESCHOSS SHOPVILLE*. Schaufensterbummler und Käufer mit Taschen verstopften die Rolltreppe nach unten — also auf die andere, die im Augenblick nur von wenigen benutzt wurde. Er rannte die Stufen gegen die Laufrichtung hinunter und stieß dabei ein Händchen haltendes Pärchen zur Seite, das ihm den Weg versperrte, registrierte die verwirrten Blicke, aus denen Verärgerung und Spott sprachen.

Jetzt rannte er über den schwarzen Bodenbelag durch die Haupthalle des unterirdischen Einkaufszentrums. Hatte er eben noch einen Funken Hoffnung verspürt, so wurde ihm bald klar,

dass er einen Fehler gemacht hatte. Überall schrien und kreischten Menschen. Cavanaugh war ihm auf den Fersen geblieben und befand sich jetzt ebenfalls in dem abgeschlossenen Raum. In der Spiegelwand eines Juwelengeschäfts sah er gelbweiß aufblitzendes Mündungsfeuer. Im selben Augenblick riss die Kugel in einem Reisebuchladen die Wandverkleidung aus poliertem Mahagoni auf, sodass darunter die billige Spanplatte zum Vorschein kam. Es war ein Inferno. Ein alter Mann in einem ausgebeulten Anzug umklammerte seinen Hals und schwankte hin und her wie ein Bowlingkegel. Blut tropfte ihm aufs Hemd.

Ben sprang hinter einen Informationsstand. An der rechteckigen, etwa eins fünfzig breiten Konstruktion aus Beton und Glas war eine Tafel befestigt, auf der in eleganten schwarzen Lettern auf weißem Untergrund in drei Sprachen alle Geschäfte verzeichnet waren. Ein dumpfer Knall und zersplitterndes Glas sagten ihm, dass sein Versteck einen Treffer abbekommen hatte. Fast im selben Augenblick hörte er ein scharfes Knacken, ein Stück Beton brach ab und krachte nur wenige Zentimeter neben ihm auf den Boden.

Ein anderer Mann - groß, kräftig, Kamelhaarmantel, lässige graue Kappe - stolperte ein paar Schritte an Ben vorbei und brach dann tot zusammen. Er war in die Brust getroffen worden.

Cavanaughs Schritte waren in dem lärmenden Chaos nicht mehr zu hören, aber das Mündungsfeuer spiegelte sich in den Schaufensterscheiben, sodass Ben ungefähr die Position seines Gegners abschätzen konnte. Keine Minute mehr, dann hätte er Ben aufgestöbert. Er richtete sich hinter seiner Betoninsel auf und schaute sich hektisch nach einem anderen Fluchtpunkt um.

In der Zwischenzeit war das Geschrei lauter geworden. Die Menschen kreischten hysterisch oder kauerten mit den Armen über den Köpfen auf dem Boden.

Gut sechs Meter vor Ben befanden sich die Rolltreppen, die hinunter ins zweite Untergeschoss führten. Sechs Meter müsste er schaffen, ohne sich eine Kugel einzufangen. Vielleicht verließ ihn jetzt das Glück. Schlimmer konnte es nicht mehr werden, dachte er. Als er jedoch die sich immer weiter ausbreitende Blutlache sah, die nur einen halben Meter von ihm entfernt unter dem Mann in dem Kamelhaarmantel hervorkroch, änderte er sei-

ne Meinung. *Verdammt, streng dein Hirn an!* Er gab sich keine Chance, es bis zur Rolltreppe zu schaffen. Es sei denn ...

Er packte den Arm des toten Mannes und zog ihn zu sich heran. Es blieben ihm nur noch wenige Sekunden. Während er dem Toten den lohfarbenen Mantel herunterzerzte und die graue Kappe abnahm, spürte er die hasserfüllten Blicke der Menschen, die vor der Western-Union-Filiale kauerten. Er hatte jetzt keine Zeit für Gefühlsduseleien, zog sich den weiten Mantel über die Schultern und die Kappe tief ins Gesicht. Wenn er überleben wollte, musste er dem Drang widerstehen, wie ein Kugelblitz auf die Rolltreppe zuzuschießen. Er war oft genug zur Jagd gegangen, um zu wissen, dass ein Jäger mit einem nervösen Abzugfinger bei jeder ruckartigen Bewegung sofort abdrückte. Also erhob er sich langsam und schlurfte in gebückter Haltung los, schwankend wie ein Verletzter. Cavanaugh konnte ihn jetzt sehen. Der Bluff musste bis zur Rolltreppe funktionieren, zehn Sekunden vielleicht. So lange Cavanaugh ihn für einen verletzten Passanten hielt, würde er keine seiner Patronen verschwenden.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, jede Faser seines Körpers wollte nichts anderes als lossprinten. *Noch nicht!* Gebückt, mit zusammengezogenen Schultern, stolperte er weiter - mit kleinen Schritten, um keinen Verdacht zu erwecken. Noch fünf Sekunden. Vier Sekunden. Drei.

Der Mann mit dem blutverschmierten Kamelhaarmantel trat auf die erste Stufe der leeren Rolltreppe und glitt langsam aus dem Blickfeld.

Jetzt!

Die Untätigkeit war genauso anstrengend gewesen wie die körperlichen Strapazen. Jeder Nerv in Bens Körper zuckte. So raumgreifend wie möglich rannte er die Stufen hinunter.

Cavanaugh musste den Informationsstand inzwischen erreicht haben. Jeden Moment würde er die Rolltreppe hinunterstürzen. Es kam auf jede Sekunde an.

Ben rannte wieder los. Das zweite Untergeschoss war ein wahres Labyrinth. Es gab keinen geraden Weg zur anderen Seite des Bahnhofplatzes. Nur zahllose Gänge mit Verkaufsständen aus Holz und Glas, die Handys, Zigarren, Uhren und Poster anboten.

Für den gemütlich herumbummelnden Kunden waren sie Inseln der Verlockung, für ihn Hindernisse.

Immerhin boten sie Sichtschutz. Sie verringerten die Gefahr, aus größerer Entfernung erschossen zu werden. Was Ben Zeit gab. Vielleicht genügend Zeit, um das zu finden, wonach er suchte: ein Schutzschild.

Er rannte an Läden vorbei: *Foto Video Ganz*, *Restseller Buchhandlung*, *Präsente Stickler*, *Microspot*. Eine *Kinderboutique*, in deren grün und weiß lackierten Schaufensterrahmen Efeuranken eingeschnitzt waren, voll gestopft mit flauschigen Plüschtieren. Das Chrom und Plastik einer Swisscom-Filiale. Alle priesen Waren und Dienstleistungen an, die Ben im Moment sehr wertlos erschienen. Dann sah er - rechts vor sich, neben einer Filiale der Credit Suisse/Volksbank - ein Koffergeschäft. Im Fenster stapelten sich weiche Lederkoffer - für ihn nutzlos. Was er brauchte, entdeckte er im Verkaufsraum: einen großen Aktenkoffer aus gebürstetem Stahl. Das würde reichen, auch wenn die Stahlverkleidung sicher mehr Schein als Sein war. Es müsste reichen. Er lief in den Laden, riss den Koffer vom Bord und rannte wieder nach draußen, während der blasse und schwitzende Besitzer hysterisch in Schweizerdeutsch ins Telefon plapperte. Keiner kümmerte sich um Ben, keiner wollte mit dem Wahnsinn etwas zu tun haben.

Ben hatte sein Schutzschild, aber er hatte auch wertvolle Zeit verloren. Als er den Laden verließ, sah er gerade noch das wunderschöne Spinnennetz, das sich über die Schaufensterscheibe ausbreitete, bevor sie zu einem Haufen Glassplitter zusammenfiel. Cavanaugh war ihm dicht auf den Fersen. So dicht, dass Ben sich nicht umzudrehen wagte, um nach ihm Ausschau zu halten. Stattdessen tauchte er in eine Mensentraube ein, die gerade aus dem Franscati kam, einem großen Laden, der an einem Ende des kreuzförmigen Einkaufszentrums lag. Mit dem Aktenkoffer vor der Brust wühlte er sich durch den Pulk, wobei er jemandem auf den Fuß trat, dadurch kurz aus dem Gleichgewicht geriet und ein paar wertvolle Sekunden verlor.

Ein Knall, nur Zentimeter von seinem Kopf entfernt: das Geräusch eines Geschosses, das auf Stahl trifft. Der Aktenkoffer zitterte, teils von der Wucht des Aufpralls, teils von seinen eige-

nen Muskelzuckungen. Als hätte man von innen mit einem kleinen Hammer eine Beule in den Koffer geschlagen, spürte Ben auf seiner Brust eine kleine Ausbuchtung. Die Vorderseite war von der Kugel durchschlagen worden, die Rückseite hatte ihr standgehalten. Der Schild hatte ihm das Leben gerettet, wenn auch nur hauchdünn.

Obwohl er seine Umgebung nur noch verschwommen wahrnahm, wusste er, dass er gerade in die vor Menschen wimmelnde *Halle Landesmuseum* lief. Er wusste auch, dass ihm der Tod immer noch auf den Fersen war.

Die Menschen rannten schreiend auseinander, duckten sich und kauerten sich auf den Boden, während der Horror, die Schüsse, das Blutvergießen immer näher kamen.

Ben stürzte sich in die Menge und wurde von ihr verschluckt. Kurz schien es so, als hätte das Schießen aufgehört. Er warf den Aktenkoffer auf den Boden. Er hatte seinen Zweck erfüllt, außerdem würde das glänzende Metall jetzt eine zu gute Zielscheibe abgeben.

War alles vorbei? War Cavanaugh die Munition ausgegangen? Oder lud er nur nach?

Ziellos drängelte sich Ben durch das Labyrinth der Passagen und suchte nach einem Ausgang. *Vielleicht habe ich ihn abgehängt*, dachte Ben. Trotzdem wagte er nicht, sich umzuschauen. Er hastete weiter.

In dem Gang, der zum Franscati führte, entdeckte er ein auf rustikal getrimmtes dunkles Holzschild, auf dem in goldenen Buchstaben *Katzkeller-Bierhalle* stand. Es hing über einem Gewölbebogen. Auf einem kleineren Schild stand *Geschlossen*.

Im Schutz der hektisch vorwärts drängenden Menschen ließ Ben sich bis zu dem Restaurant treiben und drückte sich dann durch den nachgemacht mittelalterlichen Torbogen in den riesigen leeren Saal. Von der Decke hingen an gusseisernen Ketten riesige Kronleuchter aus Holz. Hellebarden und Kupferstiche von Adeligen aus dem Mittelalter zierten die Wände. Die grob gezimmerten, massiven runden Tische vervollständigten das Bild, das sich der Architekt von einem Zeughaus aus dem 15. Jahrhundert gemacht hatte.

Ben duckte sich hinter die lange Bar, die sich rechts an der

Wand befand. So sehr er sich dagegen wehrte, er konnte das laute Keuchen nicht unterdrücken. Seine Kleidung war bis auf die Haut durchgeschwitzt, das Herz raste, und in der Brust spürte er einen stechenden Schmerz.

Er klopfte leicht an die Verkleidung der Theke. Es klang hohl. Anscheinend furnierte Gipsplatten - nichts, was eine Kugel aufhalten würde. Er kroch die Theke entlang, dann um eine Ecke und gelangte in eine aus Stein gemauerte Nische, in der er sich aufrichten und verschrauben konnte. Als er sich mit dem Rücken an einen Pfeiler lehnte, stieß er mit dem Kopf an eine schmiedeeiserne Laterne, die oben auf den Pfeiler montiert war. Er stöhnte auf, drehte sich um und untersuchte die Laterne. Man konnte die ganze Apparatur - den schweren schwarzen Eisenarm und die verschnörkelte Fassung samt Birne - aus der Halterung nehmen.

Knirschend löste sich der Arm. Er umfasste die Laterne mit beiden Händen und drückte sie gegen die Brust.

Und dann wartete er. Langsam beruhigte sich sein Herzschlag. Warten konnte er. Er erinnerte sich noch gut an all die Thanksgivingfeiertage am Greenbriar. Max Hartman hatte darauf bestanden, dass seine Söhne Jagen lernten und dafür Hank McGee angeheuert, einen grauhaarigen Alten aus White Sulfur Springs. *Was soll daran schon schwer sein?*, hatte er damals gedacht. Er war ein As im Skeetschießen gewesen, und das Zusammenspiel seiner Hände und Augen war perfekt. Er hatte das McGee gegenüber anklingen lassen, worauf dieser ihn nur finster angeschaut hatte. *Du glaubst also, dass es hauptsächlich ums Schießen geht? Ich sag dir was: das Warten, darum geht's.* Wobei er ihn zornig angefunkelt hatte. McGee hatte natürlich Recht gehabt: Das Warten war das Entscheidende und gleichzeitig das, wofür er vom Temperament her am wenigsten geeignet war.

Bei Hank McGee hatte er gelernt, auf die Beute zu warten.

Jetzt war er selbst die Beute.

Es sei denn, er könnte den Spieß irgendwie umdrehen.

Ein paar Sekunden später hörte Ben lauter werdende Schritte. Jimmy Cavanaugh betrat zögernd den Saal und schaute hastig nach links und rechts. Sein zerrissener Hemdkragen war schmutzig und mit Blutflecken besudelt. Links am Hals klaffte eine Wun-

de. Der Trenchcoat war dreckig. In dem roten Gesicht funkelten zu allem entschlossene Augen.

War das wirklich mal sein Freund gewesen? Was war in den letzten fünfzehn Jahren passiert? Was hatte ihn in einen Killer verwandelt?

Was war der Grund für das alles?

In der rechten Hand hielt Cavanaugh die blauschwarz schimmernde Pistole. Auf dem Lauf steckte der fünfundzwanzig Zentimeter lange Schalldämpfer. Ben erinnerte sich an seine Schießübungen vor zwanzig Jahren. Was Cavanaugh da in der Hand hielt, war eine Walther PPK Kaliber 32.

Ben hielt die Luft an. Er hatte Angst, sein Schnaufen könnte ihn verraten. Er zog sich in das Dunkel der Nische zurück und umklammerte fest die eiserne Laterne, während Cavanaugh den Saal inspizierte und langsam näher kam. Plötzlich riss Ben den Arm hoch und schleuderte Cavanaugh die eiserne Laterne mit voller Wucht an den Schädel.

Jimmy Cavanaughs gellender, schmerzerfüllter Schrei glich dem Heulen eines Tieres. Während seine Knie nachgaben, drückte er ab.

Ben spürte den Hitzestrahel, der an seinem Ohr vorbeischoss. Anstatt zurückzuweichen oder zu fliehen, stürzte Ben vorwärts, rammte seinen Körper in den seines Gegners und riss ihn zu Boden. Cavanaughs Schädel krachte auf den Steinboden.

Obwohl er schon übel zugerichtet war, verfügte Cavanaugh immer noch über Bärenkräfte. Ein pestilenzartiger Schweißgestank umhüllte seinen Körper. Während Ben verzweifelt die Hand mit der Pistole abzuwehren versuchte, bäumte Cavanaugh sich auf, schlang den anderen Arm um Bens Hals und presste ihm wie in einem Schraubstock die Halsschlagader ab. Plötzlich hörte Ben ein ploppendes Geräusch — der Griff um seinen Hals löste sich, und Cavanaughs Körper sackte in sich zusammen. Zwischen den Augenbrauen klaffte ein dunkelrotes drittes Auge. Mit einer Mischung aus Abscheu und Erleichterung schaute er seinen ehemaligen Collegefreund an. Er wusste, dass von nun an nichts mehr so sein würde wie früher.

2. KAPITEL

Halifax, Nova Scotia, Kanada

Obwohl noch früh am Abend, war es schon dunkel. Ein eisiger Wind pffte durch die steile, enge Gasse, die zum tosenden Atlantik hinunterführte. Nebel lag wie eine Decke über den grauen Straßen der kleinen Hafenstadt. Ein ekliger Nieselregen fiel, und die Luft schmeckte nach Salz.

Die Lampe tauchte die vergammelte Vorderveranda und die ausgetretenen Stufen des Hauses in ein milchig gelbes Licht. Die dunkle Gestalt, die unter der Lampe stand, trug eine Öljacke mit Kapuze. Immer wieder drückte sie auf den Klingelknopf neben der Haustür. Schließlich hörte man das Klicken der Sicherheitsriegel. Langsam öffnete sich die verwitterte Tür.

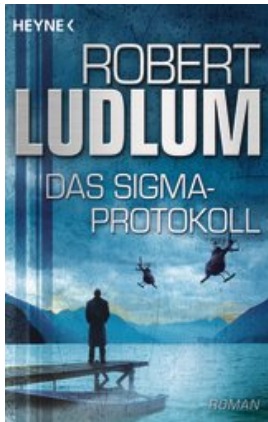
Die ärgerlichen Augen eines sehr alten Mannes lugten nach draußen. Über seinem zerknitterten weißen Pyjama trug er einen schmutzigen blassblauen Morgenmantel. Der Mund war eingefallen, die schlaffe Gesichtshaut bleich, und die grauen Augen blinzelten wässrig.

»Ja?«, sagte der Alte mit hoher, krächzender Stimme. »Was wollen Sie?« Er sprach mit dem bretonischem Akzent seiner akademisch-französischen Vorfahren, die an der Küste Nova Scotias als Fischer gelebt hatten.

»Sie müssen mir helfen«, sagte der Mann mit flehender Stimme. Aufgeregt trat er von einem Bein auf das andere. »Bitte, helfen Sie mir!«

Der Alte schaute ihn verwirrt an. Der Besucher war zwar groß gewachsen, schien aber noch ein halber Teenager zu sein. »Wovon reden Sie?«, fragte er. »Wer sind Sie?«

»Wir haben einen schrecklichen Unfall gehabt. Oh, mein Gott, ich glaube, mein Vater ist tot.«



Robert Ludlum

Das Sigma-Protokoll

Roman

Taschenbuch, Broschur, 688 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-87776-4

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2004

Eine fast vergessene, hochbrisante Geheimdienstakte ist der Auslöser für eine brutale Mordserie in Europa. Als der Investmentbanker Ben Hartmann in Zürich nur knapp einem Anschlag entgeht, folgt er gemeinsam mit der US-Agentin Anna Navarro den Spuren des Falles und sie geraten in den lebensgefährlichen Sog einer weltweiten Verschwörung.



[Der Titel im Katalog](#)